



**University of  
Zurich**<sup>UZH</sup>

**Zurich Open Repository and  
Archive**

University of Zurich  
University Library  
Strickhofstrasse 39  
CH-8057 Zurich  
[www.zora.uzh.ch](http://www.zora.uzh.ch)

---

Year: 2019

---

## Care-Arbeit als Mikroökonomie: Im Spiegel privater Tagebücher

Völk, Malte

DOI: <https://doi.org/10.17192/es2019.0032>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-179554>

Book Section

Published Version



The following work is licensed under a Creative Commons: Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0) License.

Originally published at:

Völk, Malte (2019). Care-Arbeit als Mikroökonomie: Im Spiegel privater Tagebücher. In: Braun, Karl; Dieterich, Claus-Marco; Moser, Johannes; Schönholz, Christian. Wirtschaften : Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Marburg: MakuFEE, 205-212.

DOI: <https://doi.org/10.17192/es2019.0032>

# wirtschaften

KULTURWISSENSCHAFTLICHE PERSPEKTIVEN

Herausgegeben von  
Karl Braun, Claus-Marco Dieterich,  
Johannes Moser & Christian Schönholz



Förderverein der Marburger  
kulturwissenschaftlichen Forschung  
und Europäischen Ethnologie e.V.  
[www.makufee.de](http://www.makufee.de)

Malte Völk

## Care-Arbeit als Mikroökonomie: im Spiegel privater Tagebücher

### Einleitung

In aktuellen Diskussionen, die Ökonomie gesellschaftlich denken, wird das Schlagwort der *Care*-Arbeit immer wichtiger. Jene lange kaum ernst genommenen Formen von Arbeit, oft mit emotionaler Prägung, stärker anzuerkennen und aufzuwerten, ist eine besonders von feministischer Seite angestoßene Idee, die zunehmend auch weiterführend auf Interesse stößt (Nussbaum 2002; Noddings 2009). Können sich auch jenseits der Anforderungen in Pflege und Betreuung menschliche Bedürfnisse enger mit dem wirtschaftlichen Handeln verbinden? Man mag in Frage stellen, ob ein derart mikrologisch fundiertes Verständnis wirtschaftlicher Zusammenhänge (Winker 2015) das Primat des Erzeugens von Mehrwert überwiegen kann. Doch lohnen tut der Blick auf das *Care*-Dispositiv allemal – schließlich berührt er neben einer Veränderung von Arbeitskulturen und den demographischen Umstrukturierungen auch den Komplex der Arbeitsmigration insbesondere von Laienpflegern.

Der folgende Beitrag möchte häusliche *Care*-Arbeit, die sich zwischen den Polen Pflege und Hilfe<sup>1</sup> bewegen kann, aus kulturanthropologischer Perspektive diskutieren, und zwar ausgehend von der Analyse privater Tagebücher. Folgende Fragen sollen dabei leitend sein:

- Wie werden die ökonomischen Implikationen von privater *Care*-Arbeit in Tagebüchern beschrieben und reflektiert, etwa angesichts von Pflegesituationen wie hohem Alter/Demenz/Krankheit in der Familie?
- Wie wird diese Arbeit in Bezug gesetzt zu anderen Tätigkeiten und Ressourcen; welche Konflikte treten dabei auf?
- Lassen sich solche Darstellungen zusammendenken mit den genannten gesellschaftlichen Aspekten der *Care*-Arbeit?

Für die Wahl von Tagebüchern als empirischem Material sei zunächst eine Begründung gegeben, die kulturgeschichtlich ausgreift.

1 Zu einer genaueren sozialwissenschaftlichen Differenzierung von Pflege und Hilfe vgl. Brandt/Haberkern 2008.

## Tagebuch als Gattung und Dokument

Das heutige Tagebuch gilt als *privates, intimes „Buch der Seele“* (Schönborn 1999)<sup>2</sup>, als *„der papierene Freund“* (Messerli 2001) und als *fragile, schwer greifbare Gattung*<sup>3</sup> – war allerdings in seinen Anfängen zunächst ein eher robustes Instrument des Wirtschaftens (Dusini 2005: 70). Das Verzeichnen von monetären Einnahmen und Ausgaben stellte historisch zuerst den Sinn von Tagebüchern dar. Die kompakte Verbindung zwischen zwei der wichtigsten kulturellen Grundpfeilern – der Unterteilung von Zeiteinheiten und der schriftlichen Aufzeichnung – ist mithin durch die praktischen Notwendigkeiten der kapitalistisch-alltäglichen Wirtschaftsform gestiftet worden. Als Idee ist diese Verbindung sicher auch aufgrund ihrer Einfachheit so tiefgreifend und nachhaltig erfolgreich. Ist es doch gerade diese Einfachheit, durch die Tagebücher quasi universell gestaltet und eingesetzt werden können. Daraus entstand, in enger Anlehnung an frühe Kalenderbücher, schließlich das bürgerliche Tagebuch, dem ja auch oft noch etwas zu eigen ist, was man ein seelisches Bilanzieren nennen könnte (Holm 2008; Pestalozzi 1982). Bezieht sich dieses Bilanzieren nun üblicherweise auf die persönliche Entwicklung der Gefühlslage, so ergibt sich wiederum eine Rückbindung an das wirtschaftende Erbe des Tagebuchs, sobald der oben genannte Komplex der *Care-Arbeit* darin reflektiert wird. Es entsteht dann eine brisante Mischung, in der oft über Jahrzehnte gewachsene Bindungen notwendigerweise auch unter dem Gesichtspunkt der Wirtschaftlichkeit betrachtet werden: Wie viel Zeit und Mühe wendet man auf? Darf man diese Frage überhaupt stellen? Für solche Überlegungen bieten Tagebücher einen Resonanzraum, weil sie relativ frei von gesellschaftlichen Reglementierungen und sozialer Rücksichtnahme geführt werden können.

## Analysen

Ich möchte drei Tagebücher vorstellen, die aus verschiedenen Epochen stammen und in denen *Care-Arbeit* aus einer Innenperspektive thematisiert wird. Aus ihnen lässt sich jeweils ein spezifisches Verhältnis von Ökonomie und Emotionalität ableiten, so dass die Frage nach diesem Verhältnis eine Klammer bilden wird. Am Ende werde ich daraus allgemeinere Thesen entwickeln, die ihre Rückbindung an das Medium Tagebuch behalten sollen. Abschließend stellt sich die Frage danach, inwieweit die Untersuchung solcher Quellen für eine kulturwissenschaftliche Erkenntnisbildung ertragreich ist.

Das erste dieser Tagebücher stammt aus dem 19. Jahrhundert und ist verwahrt in der Wiener Sammlung Frauennachlässe (die wiederum Teil ist eines kürzlich enger geknüpften Netzwerkes europäischer Tagebucharchive, zu dem neben den romanischen Impulsgebern unter anderem auch das Deutsche Tagebucharchiv in

<sup>2</sup> Vgl. auch Spies 2009: 40–52.

<sup>3</sup> Vgl. etwa die schon länger andauernde Debatte über die sozialwissenschaftliche Verwendung von nicht nur Tagebücher umfassenden sogenannten *Ego-Dokumenten* – Schulze 1996; Peters 1993.

Emmendingen gehört). Dieses erste hier betrachtete Tagebuch ist in einer Edition erschienen, kommentiert und kulturwissenschaftlich sowie historisch umfassend kontextualisiert von Nikola Langreiter (2010), worauf die folgende Analyse sich immer wieder stützen wird. Die Diaristin Barbara oder Wetti Teuschl – der Nachname ändert sich durch verschiedene Eheschließungen, wird aber hier zur Darstellung einheitlich belassen – hat von 1851–1944 hauptsächlich in Krems und Wien gelebt und dabei, soweit es bekannt ist, über 15 Jahre hinweg von 1870 bis 1885 Tagebuch geführt.

Diese wirtschaftlich bürgerliche, zeitweise ins kleinbürgerliche abrutschende Existenz ist geprägt von ökonomischen Kämpfen, die im Tagebuch ebenso differenziert reflektiert werden wie die emotionalen Bewegungen der jungen und erwachsen werdenden Frau. Bemerkenswert ist dabei zunächst, wie sie gegen den Widerstand ihrer Eltern eine Liebesheirat durchsetzt. Ihr Ehemann erweist sich dann allerdings als wirtschaftlich, genauer gesagt im Einzelhandel, glücklos: Geschäftsaufgaben, Umzüge und Kredite sind die Folgen. Der prekäre Versuch, mit kleinteiligem Handel über die Runden zu kommen, ist epochentypisch – mangelndes Eigenkapital führt in Abhängigkeit, Umsatzschwankungen schlagen sofort durch. Die Wirtschaftskrise im Anschluss an den Wiener Börsenkrach 1873 fordert Tribut, während der Mann offenbar den Schwierigkeiten kaum etwas entgegensetzen kann und sich immer öfter ins Wirtshaus flüchtet – so die Klage Teuschls.

Die junge Teuschl hatte also mit dieser glücklich-unglücklichen Eheschließung die Erfahrung gemacht, dass Emotionen und Ökonomie sich durchaus im Wege stehen können. Vielleicht liegt hier ein Grund dafür, dass sie ein Gespür für das Verhältnis von *Care-Arbeit* zu Lohnarbeit entwickelt.

Es wird insgesamt viel gerechnet in diesem Tagebuch. Das ökonomische Denken ist Teuschl nicht fremd. Immer wieder finden sich detaillierte Abwägungen von Ausgaben, Einnahmen, Schulden und daran anknüpfende Überlegungen. Teilweise ist sie auch in die Unternehmungen ihres Mannes involviert, verausgabt sich mit Hilfsdiensten und steht insgesamt nicht abseits bei den geschäftlichen Fragen.

Auch bei Krankheiten im Familienkreis wird stets sogleich die Kostenfrage erörtert, mit Angaben der Ausgaben etwa für verschiedene Ärzte. Schlüssig ist dann auch ihr Plan, die berufliche Eigenständigkeit im medizinischen Feld zu wagen. Sie besteht die Aufnahmeprüfung für eine Ausbildung zur Hebamme. Den Lehrgang muss sie jedoch abbrechen, weil ihr Mann erkrankt und von ihr gepflegt werden muss. So beklagt sie am 6. April 1877: „Alles aus und vorbei (...) mein Plan vernichtet aus mit dem ganzen Curs, mit den Worten: Johann hat die Blattern bekommen“ (96). Sie müsse nun wochenlang in seiner Nähe bleiben und nimmt diese *Care-Arbeit* kausal als direkte Verhinderung der Aufnahme einer Lohnarbeit wahr.

Acht Jahre nach diesem Abbruch ihrer beruflichen Pläne erkrankt ihre Mutter an Krebs und liegt bald im Sterben, so dass Teuschl erneut für Monate intensive *Care-Arbeit* leistet. Sie bezeichnet die Tätigkeit zwar als „lange aufopfernde Pflege“ (126), hadert aber damit, sich die Belastung einzugestehen oder gar zu klagen. Schwierig sei nur, beteuert sie, die emotionale Seite: Mut zuzusprechen zu müssen, obwohl keine

Hoffnung mehr bestehe, empfinde sie etwa als Selbstaufgabe – zumal dieser ganze Bereich gesellschaftlich tabuisiert sei. Sie könne mit niemandem darüber sprechen, etwa wie belastend es sei, die Mutter wie „ein kleines Kind“ (125) mit Windeln versorgen zu müssen.

Die Tabuisierung ist so stark, dass sie diesen Umstand beschreibt als „dieß schreckliche Geheimniß“ (125) in das sie niemandem einweihen könne – mit Ausnahme eben des Tagebuchs. Sie sei auch von niemandem, etwa aus der Ärzteschaft, darauf vorbereitet worden. Sie verausgabte sich offenbar völlig und resümiert am Ende „so stehe ich da zerfallen mit allem zweifelnd an allem, die Zukunft so sehr traurig, die Vergangenheit voll Täuschungen kämpfend mit dem Herzen voll begehrender Liebe und entsagender Pflicht“ (125f.). Mit dem Tod der Mutter bricht das Tagebuch ab.

Der weitere Verlauf ihres Lebens scheint von diesen Erfahrungen mit emotionalen und ökonomischen Implikationen von *Care*-Arbeit stark geprägt zu sein. Eher anekdotisch ist da noch der Hinweis, dass sie nach dem frühen Tod ihres Mannes erneut heiratet, und zwar einen 18 Jahre jüngeren(!) Mann, der bald eine sichere Beamtenstelle bei der Eisenbahn antritt. Noch interessanter aber ist, dass sie sich später journalistisch mit *Care*-Arbeit beschäftigt. Sie fordert darin auch die Anerkennung von emotionaler Zuwendung als Arbeit – nicht im Sinne einer Lohnarbeit, aber mit einem Recht auf Erholung davon:

„Die Frau (...) sieht sich (...) genötigt, alle Kräfte anzuspannen, sie muß das Gesicht in freundliche Falten legen, um dem heimgekommenen Manne die begehrte und gesuchte Bequemlichkeit zu bieten. Sie muß ihm aufmerksam entgegenkommen, ihm alles handgerecht darbieten, freundlich und gefällig auf seine Unterhaltung als gute Kameradin eingehen (...). Und selbst wenn es ihr bei großem Fleiß und Geschicklichkeit gelingt, ein oder zwei Stunden sich frei von Beschäftigung zu halten, ist sie dann so müde und abgespannt, daß ihr auch eine kleine Zerstreuung in Gesellschaft des Mannes oder sonstiger Nahestehender schon mehr als Pflicht erscheint denn als Vergnügen.“ (130)

Deutlich wahrnehmbar ist, wie viel Erfahrung in diese Sätze eingeflossen sein muss. Man kann also im Tagebuch dabei zusehen, wie die Reflexionen Früchte tragen und nach außen, in den gesellschaftspolitischen Bereich getragen werden.

Die nächste Diaristin (Dokument 1) hat ihr Tagebuch im Alter von rund 60 Jahren etwa um das Jahr 2000 ins Deutsche Tagebucharchiv in Emmendingen gegeben. Sie möchte es erklärtermaßen „als abschreckendes Beispiel“<sup>4</sup> verstanden wissen. Insofern es ihren Töchtern gewidmet ist, soll es geradezu als konkrete Warnung vor *Care*-Arbeit dienen.

Die Verfasserin beschreibt in Rückblicken, wie sich ihre Eltern aus dem Zustand der Armut in die ökonomische Selbständigkeit hochgearbeitet haben und dabei zu einigem Wohlstand kamen. Es wird schnell klar, dass ökonomische Aspekte, durch die Eltern vorgegeben, in der Familie stark emotional besetzt waren und sind. So wur-

de zum Beispiel stets gespart und bescheiden gewirtschaftet auch dann, wenn es nicht notwendig oder nicht einmal direkt vernünftig war.

Die Verfasserin ärgert sich darüber, dass sie sich früher habe einspannen lassen: Ihren Ausbildungslohn habe sie zuhause abgeben müssen und sei im Haushalt „stets zu Diensten“ (Vorwort) gewesen. Ihren Bruder hingegen zeichnet sie als genaues Gegenbild: Er habe umgekehrt die Eltern ausgenutzt und tue dies noch heute. So habe er zwar beruflich pro forma im Geschäft der Eltern gearbeitet, dabei jedoch „eine sehr großzügige Arbeitsauffassung“ (24) an den Tag gelegt.

Das Ökonomische liefert hier den Anlass, emotionale Konflikte auszuleben. Manchmal geht es bei diesen erbitterten Konflikten um Immobilien, die angeblich Millionen wert sind, manchmal geht es um ein paar Äpfel aus dem Garten der Eltern. Wirklich heikel wird es immer genau dann, wenn es um *Care-Arbeit* geht, die ja eben genau eine solche unauflösliche Verflechtung von Emotionalität mit dem Ökonomischen auszeichnet. Es ist bemerkenswert, dass die Verfasserin trotz ihrer flammenden Anklagen offenbar auch während der Niederschrift noch regelmäßig bei den hochbetagten Eltern zugegen ist und klassische *Care-Arbeit* im Sinne von Hilfe leistet. Da alle Beteiligten gemäß den geschilderten Umständen sehr wohlhabend sein müssen, gibt es dafür offensichtlich keine ökonomische Notwendigkeit.

Aus diesen Erfahrungen heraus möchte die Verfasserin ihre eigenen Töchter warnen, besonders vor ihrem Onkel, also dem erwähnten Bruder der Verfasserin. Dieser werde aller Voraussicht nach im Alter versuchen, seine Nichten für *Care-Arbeit* zu gewinnen. Eine eigene Familie, die solche Arbeiten übernehmen könnte, werde ihr Bruder wohl nicht mehr gründen, da er „schamlos“ (39) sei und vorwiegend hinter jüngeren Frauen herjage, ohne sich aber je dauerhaft binden zu wollen. Er habe es daher nicht verdient, im Alter wohlwollend versorgt zu werden.

Das nächste hier betrachtete Tagebuch (Dokument 2) stammt ebenfalls aus dem Deutschen Tagebucharchiv und wurde um 2000 fertiggestellt. Der Verfasser ist zu diesem Zeitpunkt bereits seit etwa 20 Jahren pensioniert, als hoher Beamter der Polizei, wo er eine Führungsposition auf Landesebene inne gehabt hatte. Es besteht kein Zweifel an der klaren Rollenteilung zwischen ihm und seiner Frau. Diese Ehefrau wird insgesamt immer nur sehr selten und dann äußerst knapp erwähnt. Es heißt zum Beispiel unter einer Fotografie, auf der sie zu sehen ist: Sie „beherrscht ihre Rolle“ (263) – die darin bestand, ihn zu repräsentativen Anlässen zu begleiten, wo sie „mit ihrer attraktiven Erscheinung stets angenehm auffiel“ (263).

Wie exakt kalkuliert die Aufgaben der Frau sind, wird deutlich, als sie aufgrund einer Alzheimer-Erkrankung diese Erwartungen immer weniger erfüllen kann. So erfolgt der Verkauf des Wohnhauses und der Umzug in eine kleinere Wohnung mit der Begründung, die Frau könne die Hausarbeit nicht mehr leisten. Das kann sie bald auch nicht mehr in der kleineren Wohnung. In dem Maße, in dem seine Frau solchen Arbeiten nicht mehr nachkommen kann, scheint sie für den Verfasser geradezu als Individuum zu verschwinden. Er lässt nun oft die Wir-Form weg, wenn es etwa mit Bezug auf den Ortswechsel heißt: Ich fasste den Entschluss“ (318). Als sie schließ-

lich „zum stationären Pflegefall wird“ wird bezeichnet er dies als „Ende“ ihrer jahrzehntelangen „Bindung“ (323) – und das, obwohl sie auch fünf Jahre später, zum Zeitpunkt der Fertigstellung des Dokuments, noch lebt.

Es wirkt fast so, als würde sie für ihn nicht mehr existieren, da sie gewissermaßen ihren Teil der ehelichen Abmachung nicht einhalten würde: Sie leistet keine Pflege, sondern muss selbst gepflegt werden. Dabei ist auch der Verfasser inzwischen angeschlagen und kommt immer schlechter alleine zurecht.

Dafür gibt es bald eine Haushaltshilfe, von der der Diarist mit Wärme und Zuneigung spricht: Als „Lichtseite“ (319) erscheint sie ihm, „die mir immer wieder Zuversicht und Frohsinn spendet. So sehr sich auch meine Kinder um mich kümmern und mühen – sie haben ihre eigenen Familien mit all ihren Sorgen. Ihre Fürsorge tut mir durchaus gut“ (319). Aber er will nicht schwach und abhängig erscheinen, deshalb ist ihm die Lösung mit der Haushälterin als „eine Frau für alle Fälle“ (319) am liebsten.

Er schwärmt von ihren Fähigkeiten im Haushalt, und von ihrer Gesellschaft, er wird von ihr „verwöhnt“, nennt sie seine „Gesellschafterin“ (320) und denkt darüber nach, womit er sie am besten vergüten kann.

Persönliche, auch emotionale „Fürsorge“ (319) und Hilfe im Haushalt als Mehrwert von menschlichen Beziehungen – in Klarheit und Nüchternheit wird hier die Verbindung von Ökonomie und Emotionalität gesehen.

Beim ersten Tagebuch, von Wetti Teuschl, hatte die Reflexion am Ende journalistische Früchte getragen; beim zweiten Dokument kam es durch die Auseinandersetzung mit den Aufzeichnungen zu einer Abrechnung und Warnung an die Nachwelt. Der dritte Verfasser hat *Care*-Arbeit eher selbst in Anspruch genommen. Eine vergleichbare reflexive Entwicklung ist also kaum zu erwarten – aber selbst hier ist zu beobachten, wie die Tätigkeit des Tagebuchschreibens und die damit einhergehende Selbstreflexion etwas in Bewegung bringt: So wird am Ende, also in der redaktionellen Gegenwart, erklärt: „Einige sehr persönlich gehaltene Wertungen sollten in ihrem Ergebnis keinesfalls als abschätzig oder gar Diskriminierung empfunden werden. Sie entsprangen meinem Empfinden in bestimmten Situationen“ (335). Diese Unterscheidung zwischen dem „Empfinden in bestimmten Situationen“ und einem späteren Empfinden ist gerade ein Kernpunkt der Praxis des Tagebuchschreibens.

Die Aussicht auf eine solche konservierte Unmittelbarkeit macht das Tagebuch als wissenschaftliches Objekt ebenso attraktiv wie die Vermutung, dass die Verfasser sich darin quasi ungefiltert äußern, von einer gewissen Selbstzensur abgesehen weniger Rücksicht auf gesellschaftliche Konventionen nehmen. Hinzu kommt, weiterhin aus der Perspektive der Forschung, ein stets präsenter Doppelcharakter des Tagebuchs: Einmal kann es als Träger von Informationen dienen, also als Quelle zu bestimmten Themen oder Epochen, gleichzeitig ist es aber auch stets, besonders aus einer kulturanthropologischen Perspektive, die Tätigkeit des Tagebuchschreibens selbst, die Interesse weckt. Ist diese Art des Schreibens doch bedeutsam als eine Konstruktion oder Herausbildung von Individualität, besonders in der bürgerlichen Epoche.



## Resümee

Was lässt sich nun solchen Tagebüchern entnehmen? Im Sinne des genannten Doppelcharakters der Tagebücher als Quelle und kulturelle Praxis lässt sich schließen, dass mit Blick auf die Frage nach dem Verhältnis von *Care-Arbeit* und Ökonomie eine freiere und weniger auf Konventionen Rücksicht nehmende Darstellungsweise tatsächlich vorliegt. Die Verbindung von Emotionalität mit der Sphäre des Ökonomischen zeigt sich dadurch leichter.

*Care-Arbeit* stellt so gesehen die Spitze eines Eisbergs dar. Sie lässt offenbar werden, dass eine gewisse Verschränkung von persönlichen Beziehungen und ökonomischen Erwägungen in der bürgerlichen Gesellschaft konstitutiv ist und vielleicht auch gar nicht wirklich vermieden werden kann. Es versteht sich, dass umgekehrt eben auch das Ökonomische emotional besetzt ist, und nicht einfach eindimensional eine ökonomische Kälte oder dergleichen des wirtschaftlich denkenden Bürgertums zu beklagen ist.

Bezieht man nun über diese Aspekte hinaus die Praxis des Tagebuchschreibens mit ein, so lässt sich ein weiter kulturgeschichtlicher Bogen schlagen. Denn die Frage nach der Bedeutung von *Care-Arbeit* auch im wirtschaftlichen Zusammenhang ist ja letztlich, unabhängig von der konkreten Rolle, immer eine nach Wertschätzung von anderen Menschen. Und diese Frage ist wiederum zurückzuführen auf ein Verständnis von Individualität, dessen moderne Ausprägung eng verbunden ist mit dem Aufkommen von Diaristik.

Wenn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Schriftlichkeit allgemein zum Alltagsphänomen wird und damit auch ein Boom des Tagebuchschreibens einsetzt – durch Vorbilder wie Johann Caspar Lavater besonders angezogen – dann hat diese Konstruktion des Selbst auch etwas vom Fixieren, Vergegenständlichen und In-Besitz-nehmen.

Die emotionale Bestandsaufnahme durch eine Aufteilung des eigenen Lebens in eine Abfolge von Tagen, von tatsächlich erlebten und bei Bedarf jederzeit wieder abrufbaren Tagen, hat dabei nicht nur metaphorisch einen ökonomischen Beiklang. Denn die eingangs erwähnten monetär-buchhalterischen Anfänge der Diaristik seit der Frühen Neuzeit, die erst vereinzelt und andeutungsweise persönlichere Reflexionen enthielten, trugen in ihren Kalendern und Rechnungsbüchern zur modernen Verfestigung der so wichtigen einheitlichen Zeitstrukturen (Simmel 1995: 119f.; Holm 2008: 15) – und zur Durchsetzung des Gregorianischen Kalenders – in einem Maße bei, das sie auch zu einem kulturellen Fundament der wirtschaftlichen Entwicklung macht.

## Quellen aus dem Deutschen Tagebucharchiv Emmendingen

Dokument 1: Sig. 841, 1+2; Reg. Nr. 870, 1+2

Dokument 2: Sig. 892, 1

## Literatur

- Brandt, Martina/Haberkern, Klaus (2008): Hilfe und Pflege zwischen Generationen in Europa. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hrsg.): Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Teilbd. 1 u. 2. Frankfurt/M., S. 4944–4950.
- Dusini, Arno (2005): Tagebuch. Möglichkeiten einer Gattung. München.
- Holm, Christiane (2008): Montag Ich. Dienstag Ich. Mittwoch Ich. Versuch einer Phänomenologie des Diaristischen. In: Gold, Helmut u. a. (Hrsg.): Absolut privat!? Vom Tagebuch zum Weblog (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Museum für Kommunikation Frankfurt vom 6. März bis 14. September 2008). Heidelberg, S. 10–50.
- Langreiter, Nikola (Hrsg.) (2010): Tagebuch von Wetti Teuschl (1870–1885). (L'HOMME Archiv. Quellen zur Feministischen Geschichtswissenschaft 4). Köln/Weimar/Wien.
- Messerli, Alfred (2001): Der papierene Freund. Literarische Anregungen und Modelle für das Tagebuchführen. In: von Greyerz, Kaspar/Medick, Hans/Veit, Patrice (Hrsg.): Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quellen (1500–1850). Köln/Weimar/Wien, S. 299–320.
- Noddings, Nel (2009): Warum sollten wir uns ums Sorgen sorgen? In: Celikates, Robin/Gosepath, Stefan (Hrsg.): Philosophie der Moral. Texte von der Antike bis zur Gegenwart. Frankfurt/M., S. 437–451.
- Nussbaum, Martha C. (2002): Konstruktion der Liebe, des Begehrens und der Fürsorge. In: Dies.: Drei philosophische Aufsätze. Stuttgart, S. 163–233.
- Pestalozzi, Karl (1982): Das Tagebuch als Mittel der Introspektion. In: Benedetti, Gaetano/Wagner-Simon, Therese (Hrsg.): Sich selbst erkennen. Göttingen, S. 154–174.
- Peters, Jan (1993): Wegweiser zum Innenleben? Möglichkeiten und Grenzen der Untersuchung populärer Selbstzeugnisse der Frühen Neuzeit. In: Historische Anthropologie 2, S. 235–249.
- Simmel, Georg (1995): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Rammstedt, Otthein (Hrsg.): Georg Simmel – Gesamtausgabe, Bd. 7: Aufsätze und Abhandlungen 1901–1908, Bd. 1., hrsg. v. Kramme, Rüdiger/Rammstedt, Angela/Rammstedt, Otthein. Frankfurt/M., S. 116–131.
- Schönborn, Sibylle (1999): Das Buch der Seele. Tagebuchliteratur zwischen Aufklärung und Kunstperiode. (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur 68). Tübingen.
- Schulze, Winfried (Hrsg.) (1996): Ego-Dokumente. Annäherung an den Menschen in der Geschichte. (Selbstzeugnisse der Neuzeit 2). Berlin.
- Spies, Britta (2009): Das Tagebuch der Caroline von Lindenfels, geb. von Flotow (1774–1850). Leben und Erleben einer oberfränkischen Adelligen am Ende der ständischen Gesellschaft. (Internationale Hochschulschriften 531). Münster/New York/München/Berlin.
- Winker, Gabriele (2015): Care Revolution. Schritte in eine solidarische Gesellschaft. Bielefeld.